

Krieg der Dächer : zur Bildstrategie eines Bauteils

Autor(en): **Weiss, Klaus-Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **77 (1990)**

Heft 4: **Dächer... = Toits... = Roofs...**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-58354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Krieg der Dächer

Zur Bildstrategie eines Bauteils

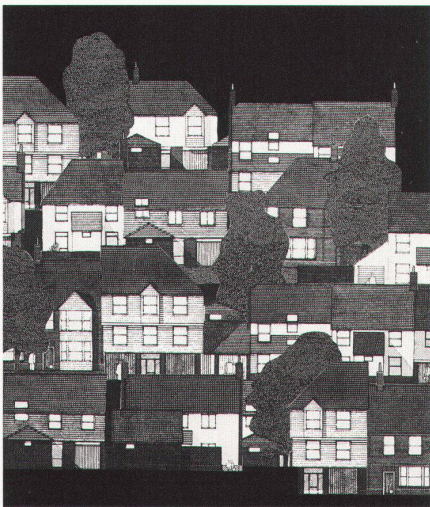
Der alte Streit um die Flach- und Steildächer scheint erneut entschieden. Heute weniger durch das politische Dogma völkischen Massengeschmackes als durch Modernisierungsängste: Das steile Dach verkörpert das «Schlupfwinklige» (Ernst Bloch) und scheint einen Stillstand der Zeit zu versprechen. Der Diskurs über Dächer ist einer über Metaphern: Was suggerieren, was provozieren die Steilen und die Flächen?

Stratégie de l'image d'un élément de construction

La vieille querelle sur les toits plats et en pente semble renaître. Moins de nos jours à la suite du dogme politique du goût des masses populaires, mais en raison des angoisses de la modernisation: le toit en pente concrétise le «refuge» (Ernst Bloch) et semble promettre l'arrêt du temps. Le discours sur les toits concerne des métaphores: que suggèrent, que provoquent les formes en pente et plates?

On the Strategic Imagery of a Structural Part

The old fight of flat versus steep-pitched roofs once again seems to have been solved. However this once less through the political dogma of the populist taste of the masses than through an inherent fear of modernizing: for the steep-pitched roof clearly represents the nook and hiding place aspect (“das Schlupfwinklige”; Ernst Bloch), seemingly promising a suspension of time. The debate on roofs equals one on metaphors: what do steep-pitched roofs or flat roofs suggest, what do they actually provoke?



1

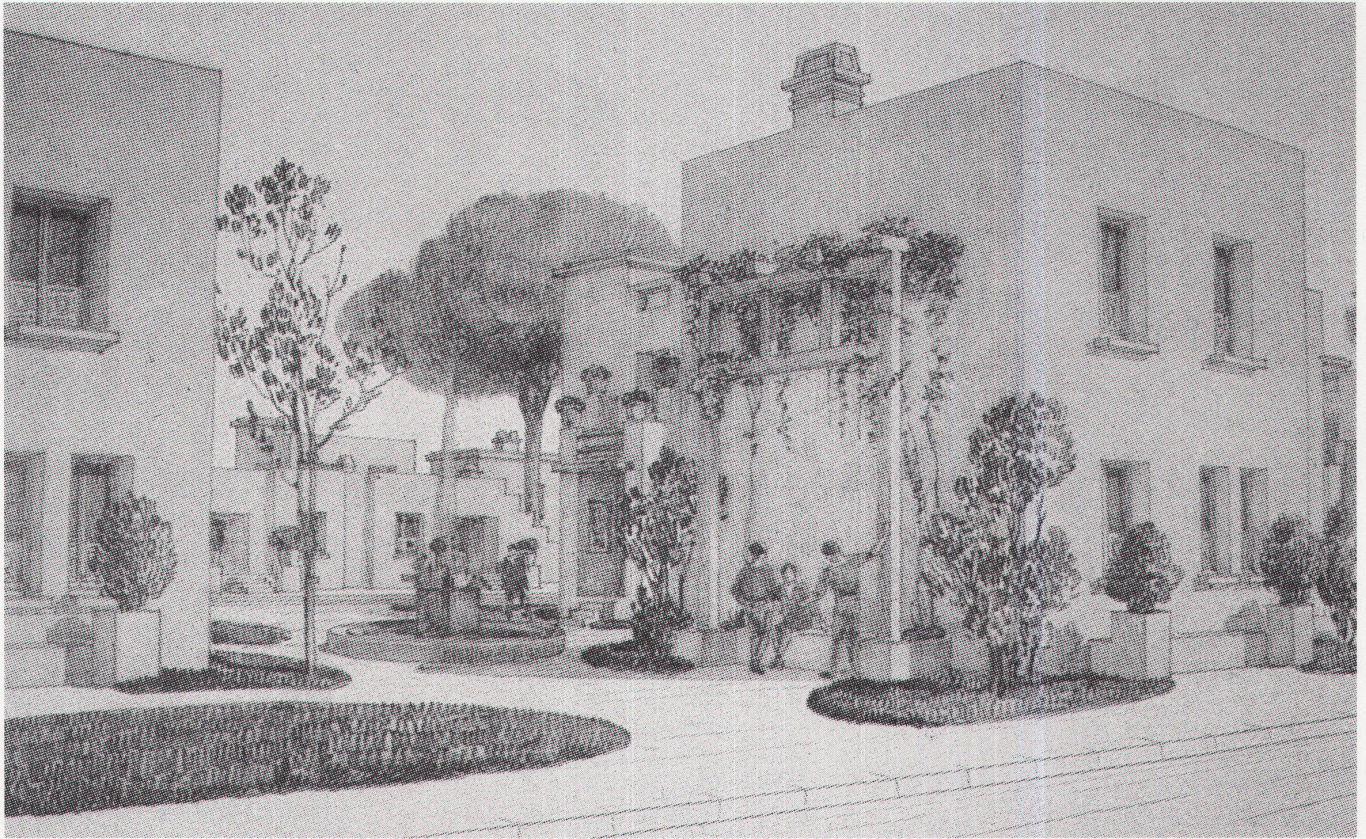
«... und sie kauften sich Häuser mit Giebeldächern und Ziegeln und Seitenverkleidungen aus Schindeln, mit keiner irgendwie ausgedrückten Struktur, wenn es sich irgend vermeiden liess, mit gaslaterneartigen Verandalampen und Briefkästen, die auf steifgeschweissten Ketten ruhten und der Schwerkraft zu trotzen schienen – je hübscher und auf alt gemacht, desto besser –, und sie stopften diese Häuser mit «Drapierware» voll, die jeder Beschreibung spottete, und mit Auslegware von Wand zu Wand, in der man einen Schuh verlieren konnte, und den Rasen versahen sie hintenraus mit Grillgruben und Fischteichen, in die Beton-Cherubim urinierten, und die Buick Electras parkten sie nach vorne raus, und Evinrude-Motorboote waren auf Anhängern festgezurr, die in der Einfahrt standen.»

Tom Wolfe, «Mit dem Bauhaus leben», 1982, S. 61

Die Sache scheint entschieden. Ein Haus hat unter anderem ein Dach zu haben. An dieser These ist sicher nichts Falsches. Nur, gemeint ist das steile Dach. Jedes Kind, das ein Haus zeichnet, gibt der Interessenvertretung Ziegeldach recht. Zumindest Wohnräume befinden sich danach generell unter dem physisch wie psychisch bergenden Schirm eines steilen Daches – genauer eines Giebeldachs. Dies war im Sinne eines oft nur vordergründig landschaftsbezogenen Bauens die herrschende Lehrmeinung an der Technischen Universität München schon in den 70er Jahren, dies beschrieb Tom Wolfe mit grossem Erfolg Anfang der 80er Jahre und dies ist auch Sinn und Zweck eines Architekturpreises, dessen erster Preisträger Anfang Februar dieses Jahres auf der Internationalen Bau-Fachmesse in Hannover, Constructa, mit der Leon-Battista-Alberti-Plakette und 25 000 Mark geehrt

1 «A Design Guide for Residential Areas», County Council of Essex

2 Aus: Tony Garnier: «Die ideale Industriestadt», Tübingen, 1989 / Tiré de Tony Garnier: «La ville industrielle idéale» / From Tony Garnier's «Die ideale Industriestadt» (The Ideal Industrial Town)



2

worden ist. Unter hochrangiger Anteilnahme von Politik und Architektenschaft. Das Risiko, dass ein Wohnhaus aussieht wie eine «Insektizidsiederei», eine Schule wie ein «En-gros-Vervielfältigungsapparate-Ersatzteil-Lagerhaus», ein Audimax wie eine «Schuhfabrik», eine Kapelle wie ein «Kraftwerk»... ist gebannt. Die meisten Architekten haben zusammen mit Tom Wolfe und ihrem Publikum eingesehen, dass der 52. Breitengrad, auf dem sie entwerfen, ausserdem noch durch Sibirien verläuft, wo es genug Schnee und Regen gibt, um eine Armee aufzuhalten. Nun sehen viele Wohnhäuser aus wie Almhütten, einzelne amerikanische Farmhäuser wie historische Parlamentsbauten, manche Schule wie ein mittelalterlicher Stadtteil, Sparkassen wie Rathäuser und das eine oder andere Kraftwerk wie eine Kapelle. Was neben dem die Vergangenheit einfangenden Dach allerdings noch eine

Vielzahl weiterer Zutaten erfordert (siehe oben). Die Bedeutungen, die das Gebäude beim Betrachter assoziiert, sind auch nach dem Beistand des «Daches» damit nicht beherrschbarer geworden.

Der Streit ist alt. Ernst Mays Monatschrift zur Grossstadtgestaltung – «Das Neue Frankfurt» – widmete dem Thema in der Oktober/Dezember-Ausgabe des Jahres 1927 ein ganzes Heft. Der Tenor lässt sich an den Autoren leicht ablesen: Ernst May, Adolf Behne, Le Corbusier, Richard Döcker, Otto Haesler, André Lurçat, Frank Lloyd Wright, J.J.P. Oud, Josef Frank, Heinrich Tessenow... Paul Schulze-Naumburg hatte innerhalb seiner Streitschrift «Flaches oder geneigtes Dach» im gleichen Jahr unter anderem folgende Autoren versammelt: Paul Schmitthenner, Theodor Fischer, Paul Bonatz, German Bestelmeyer, Emil Högg... Abschliessend fasste Schulze-

Naumburg die Vorteile der «Dachhäuser» und die Nachteile der «dachlosen Häuser» in acht Punkten zusammen. Den eigentlichen Streitpunkt, die Ästhetik, brachte er ganz zum Schluss, gut verpackt in einer Fülle von konstruktiven, technischen, funktionalen, wirtschaftlichen und im Grunde sehr nachrangigen Pluspunkten. Die Argumentation der Gegenseite: «Walm und Mansarde liessen sich so leicht missbrauchen, und wenn man das Türmchen, die kleine Kuppel, die Attika und den möglichst häufigen Wechsel des Materials, schliesslich auch noch einen Schuss falsch verstandener «Heimat» hinzunahm, konnte und musste jener Dachwirrwarr entstehen, der über den Wohnvierteln der letzten Jahrzehnte gegen den Himmel zappelt. Was wusste man nicht alles aus einem «Dach» zu machen!» Adolf Behne konnte nicht ahnen, dass sich eben dieser Tathergang heute wiederholen würde.

«... selbst wenn (das flache Dach) kein anderes Verdienst hätte, als den entschlossenen Abbau der Dach-Stimmungs-Stilleben, wäre sein ästhetischer Vorzug sehr erheblich.» Josef Frank sprach die damit angedeutete Utopie der Moderne noch offener aus: «Der wesentliche Zweck des flachen Daches (...) ist die Wiederherstellung der Formeneinheit, indem den Häusern eine Möglichkeit zur Unterscheidung genommen wird. Es ermöglicht selbst dem unbegabten Baumeister, wie dies auch in alten Zeiten war, immerhin Erträgliches zu leisten, da ihm nun eine Gesamtform vorbestimmt ist. Es ist deshalb auch ein Unrecht, «Mitläufer» der neuen Richtung abzulehnen, denn für sie ist sie gemacht.» Genau dieser Plan, dem im übrigen auch die Gegenseite huldigt, indem sie behauptet, eine grosse Dachfläche mache das Haus relativ unempfindlich gegen Schwächen der Fassade, ist jedoch im wahrsten Sinne des Wortes «schief»-gegangen. Die Moderne des Weglassens fiel beim Publikum sehr schnell durch, schneller jedenfalls, als es die unbestreitbaren Vorzüge einer Dachterrasse, auch in verdichteter Bauweise, erkennen konnte oder wollte. Le Corbusier, der 1927 grosse Mühe hatte, diesen Punkt an seinen Stuttgarter Häusern zu erläutern (soziale Bedeutung, üppige Vegetation sogar in Gestalt kleiner Bäume, latente Feuchtigkeit zum Schutz der Dachhaut) fand in Leberecht Migge zwar einen unverdächtigen Mitstreiter für die Ausdehnung des «Respektwimpels», wie dieser den Garten des Reihenkleinhauses nannte, auf das Dach. Aber selbst der naheliegende und immer noch aktuelle Gesichtspunkt des grünen Dachs im Sinne eines Aufenthaltsbereichs blieb abgesehen von Randerscheinungen wie das Wiener Exempel Friedensreich Hundertwassers bis heute nahezu bedeutungslos.

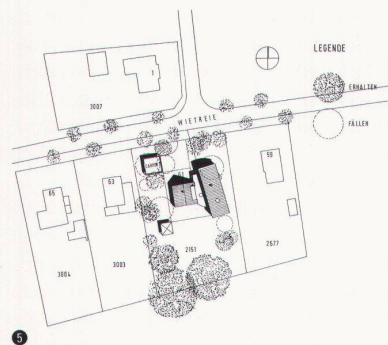
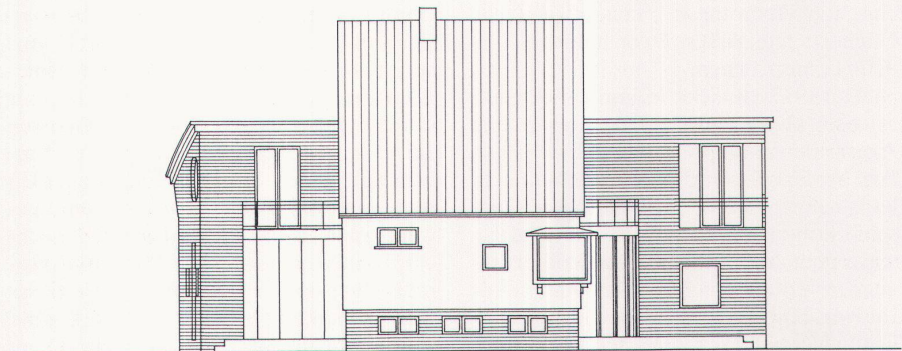
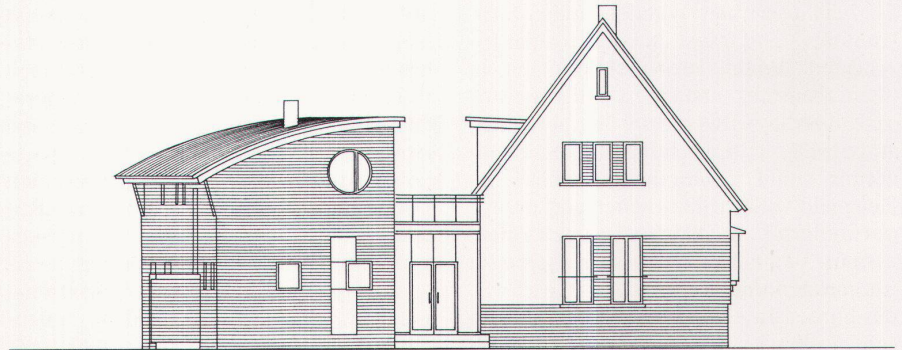
Reisekataloge, Fertighausprospekte, Immobilienangebote... vollziehen einen

Standpunkt nach, den in jüngster Zeit nicht zuletzt die Bausparkassen mit der geballten Macht ihrer eigenen Mitgliederzeitschriften tief in das Publikum eingepflanzt haben. Allein die fünf grössten Blätter der 31 bundesdeutschen Bausparkassen erreichen ein Drittel der Gesamtbevölkerung über 14 Jahre. Aus dem einfachen Motiv, ein neues Bausparterrain zu erschliessen, wurde auf breiter Front die Angst vor dem flachen Dach geschürt und eine Aufwertung des eigenen Hauses auch mittels eines nachträglichen Steildachs empfohlen und technisch erläutert. Viele kleine Baubehörden konnten sich der anstürmenden Flut der Flachdachgegner und ihrer schwer zu widerlegenden Sicherheitsargumente nicht erwehren und genehmigten das steile Dach selbst in unmittelbarer Nachbarschaft von älteren Häusern mit flachem Dach, ganz so wie in Utrecht 1924 Rietvelds Haus Schröder Wand an Wand zu einem bestehenden Krüppelwalmdach genehmigt worden ist. Damit nicht genug, auch der auf Kopfsteinpflaster wandelnde und von Pseudogaslaternen erhellte Stil der Stadt-«Erneuerung» ist auf die biedermeierliche Putzigkeit von Steildachgiebeln, geschmückt mit Sprossenfenstern, Butzenscheiben und Dachgauben angewiesen. Das flache Dach ist damit wie zu Zeiten der Weissenhofsiedlung in Stuttgart, die schon wenige Jahre später durch die Siedlung am Kochenhof konterkariert wurde, oder des Zehlendorfer Dächerkrieges in Berlin unter Führung von Heinrich Tessenow gegen Taut, Salvisberg und Häring, die der Tagespresse zufolge «orientalische Gefängnisse» planten, zum Synonym einer auf breiter Front abgelehnten Moderne geworden. Allein die letzte Internationale Bauausstellung in Berlin ist diesem kategorischen Imperativ nicht so tendenziell gefolgt, wie man dies innerhalb der geschilderten Gesamtentwicklung anneh-

men könnte. Das liegt zum Teil an der internationalen Beteiligung, zum Teil an der notwendigen baulichen Einordnung in die Umgebung, zum Teil aber auch an der schwelenden Opposition einzelner Architekten. Ganze Strassenzüge zeigen hier das flache, unsichtbare Dach – offenbar, wie nicht zuletzt unzählige Industrie- und Verwaltungsbauten beweisen, ohne eklatante Bauschäden. Was nicht weiter überrascht, wenn man der Aussage Paul Westheims Glauben schenkt, der 1927 behauptete, «dass seit hundert Jahren mindestens sechzig Prozent aller Berliner Bauten mit flachem Dach eingedeckt sind. Nach den Strassen zu ist das nur immer kaschiert worden.» Auf der anderen Seite wächst, nicht nur in Berlin, der politische Druck auf den ungenutzten Dachraum bzw. die noch ungenutzten Dachgrundstücke. Denn diese Raumreserve ist angesichts der Flut der Aus- und Übersiedler kurzfristig die einzige Möglichkeit, die roten Zahlen des Wohnungsmarktes wenigstens nicht völlig aus der Kontrolle zu verlieren. Also wird der Ausbau dieser Reserven mit allen Mitteln gefördert und vorangetrieben, auch dann, wenn schon heute niemand mehr weiss, wie die Folgen dieser nachträglichen Verdichtung von der vorhandenen Infrastruktur, angefangen bei den Autostellplätzen, bewältigt werden sollen.

Das nach wie vor bestimmende Merkmal des Streits um Dach oder Nicht-Dach ist jedoch der Eifer der Ausschliesslichkeit. Selbst in durchaus angesehener Fachliteratur finden sich heute noch Beispiele einer merkwürdigen Verkettung des flachen Daches. So zählte Hans Koepf, seinerzeit Ordinarius für Baukunst und Bauaufnahmen der Technischen Hochschule Wien, das flache Dach qua Definition nicht einmal zu den Dachformen. Denn: «Die Formen der Dächer werden nach der Anordnung der geneigten Dach-

flächen bestimmt. Das Flachdach (Terrassendach) ist daher eigentlich keine Dachform, da es am Baukörper nicht in Erscheinung tritt.» Wilhelm Landzettel, Ordinarius für das ländliche Bau- und Siedlungswesen an der Technischen Universität Hannover, ermittelte 1981 anlässlich einer Forschungsarbeit zu den Gestaltproblemen des ländlichen Raumes gegen das Flachdach. «Das Satteldachhaus ist einfach, bescheiden, selbstverständlich, für unsere Gegend normal... Das Satteldachhaus sucht die Gemeinschaft mit anderen Häusern... Das langgestreckte Satteldach mit viel Dach und wenig Wand wirkt ruhig, lagernd, anpassend, zurückhaltend, bergend. Es drückt Verbundenheit mit dem Boden aus... Das Flachdachhaus behauptet gegenüber dem allgemein üblichen eine Aussenseiterstellung. In einer Neubausiedlung nur aus Flachdachbauten mag die «moderne» Konzeption in Ordnung sein, stören kann solch ein Bauwerk aber in historisch gewachsenen Strukturen.» Das Pultdach wird von ihm im weiteren als «dynamisch, aktiv» geschildert, das allseits so beliebte Krüppelwalmdach als «behäbig, bergend» nicht zuletzt «gemütlich». Kein Wunder also. Die programmatische Einseitigkeit dieser Argumentation, wie sie auch dem 1975 unter Mitwirkung der einschlägigen Firmen und Verbände erschienenen «Dachatlas» (geneigter Dächer!) in der Aktualisierung der Thesen von Paul Schultze-Naumburg naturgemäss nicht ganz fremd ist, erinnert doch etwas zu sehr an die romantische Euphorie des 19. Jahrhunderts. Traf Wilhelm Raabe in seiner «Chronik der Sperlingsgasse» 1856 nicht bereits sehr präzise die Ziele heutiger Stadterneuerung? «Ich liebe in grossen Städten diese älteren Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunklen Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hineinblicken wagt; ich liebe sie mit ihren



3-5
 Haus Kruse, Projekt für einen Anbau; Architekten:
 Ingrid Spengler, mit Manfred Wiescholek, Hamburg /
 Maison Kruse, projet d'extension / House Kruse; project
 for an extension

Giebelhäusern und wundersamen Dachtraufen... Und fragst du auch, wo die frischesten, originellsten Schöpfungen in allen Künsten entstanden sind, so wird meistens die Antwort sein: in einer Dachstube!» Der Untersuchung Wilhelm Landzettels bleibt es angesichts zahlreicher Beispiele völlig willkürlicher und unproportionierter Steildächer jedoch nicht erspart, den Leser schliesslich davon zu überzeugen, dass die gestalterische Misere des Dorfes durchaus nicht in den wenigen (ebenfalls schlecht gestalteten) Flachdächern zu suchen ist. Das wohlproportionierte Arkadien, das an seinem altgriechischen Ursprungsort immerhin flache Dächer zeigte, lässt sich von beiden Seiten nicht beanspruchen.

Der 1973 entwickelte, immer noch hilfreiche «Design Guide for Residential Areas» des County Council of Essex, eine Art Vorlagenbuch des 20. Jahrhunderts, konstruierte dieses Arkadien mit Hilfe sehr harmonischer Steildachlandschaften, sogar über den Garagen. Ebenso überzeugend, wie dies Tony Garnier oder selbst Ludwig Hilberseimer in der ausschliesslichen Verwendung von flachen Dächern gelang. Tony Garnier 1904 bzw. 1917 zu dem auf dem Baustoff Beton basierenden Gestaltungsprinzip seiner Cité industrielle: «Wer wollte nicht auch sehen, dass die Verwendung dieser Baustoffe es besser denn je möglich macht, grosse Horizontalen und grosse Vertikalen zu erzielen, dazu geeignet, den Gebäuden jene Ausstrahlung von Ruhe und Ausgewogenheit zu verleihen, die sie mit den Linien der Natur in Einklang bringt?» Das Konzept der Wohnviertel mutet auf den Zeichnungen immer noch utopisch an. Kleine schlichte, aber sehr klare Baukörper unterhalb der Baumkronen, innerhalb dieser sehr abwechslungsreichen Raumhüllen leicht erhöhte private Freibereiche, oder auch Dachterrassen, der Rest grundsätzlich

öffentlicher Stadtraum. Inzwischen weiss man nur zu gut, dass ein solches mediterranes Arkadien nicht zu haben ist. Und auch Julius Posener zieht im Vorwort der gerade erst erschienenen deutschen Ausgabe Howards Gartenstadt oder das Industriedorf Cadburys vor – mit den bekannten Dächern, aber ohne die schummrige Romantik eines neuerbauten 19. Jahrhunderts. Der County Council von Essex vermied es in seinen gezeichneten Beispielen ausdrücklich, Historienbeispiele aufzuführen. Gezeigt werden klare Baukörper mit einfachen Dächern, knappen Dachüberständen, modernen Fensterformaten, traditionellen Materialien und Materialwechsellern, die Giebelwände durch vorspringende Schornsteine profiliert. Malerisch lediglich in kleinen Details wie einer nur im Erdgeschoss vor dem Gehweg zurückspringenden Wandführung, aufwendig jedoch in einer im Lageplan scheinbar über lange Zeiträume bunt gewachsenen Vielfalt, ausdrücklich nachempfunden einem «informellen Arkadien» geringerer Dichte. Auch dieses Arkadien, made in Great Britain, konnte letztlich nicht realisiert werden. Denn sowohl unter den flachen Dächern Tony Garniers als auch unter den geneigten Dächern des County Council von Essex sollte eine Utopie angesiedelt werden, die Utopie einer in ihren Wohnvorstellungen und Gestaltungsabsichten homogenen Gesellschaft. Einer Ordnung, in der es jedem bewusst ist – wie Garnier seine Arbeit schloss –, «dass die Vollkommenheit, die dem Kult der Schönheit und des gegenseitigen Wohlwollens innewohnt, durchaus genügt, um das Leben herrlich zu machen.»

Die Gestaltungsfrage Dach relativiert sich damit angesichts der meist höchst bescheidenen Einflussmöglichkeit des Architekten, zumal wenn er sich dem durch vermehrte Wohnungsnachfrage

ausgelösten Investitionsdruck ausgeliefert sieht, einer historisch verbrämten Stadterneuerung, der einseitigen Beeinflussung der Bauherrn durch Interessenverbände (nur des geneigten Dachs), der alten Aversion gegen «kahlklare Häuser» (Ernst Bloch) bzw. der noch älteren Vorliebe für das «Schlupfwinklige» (Ernst Bloch) und nicht zuletzt den daraus resultierenden Vorgaben der Genehmigungsbehörden. Dennoch ist die Zeit längst abzusehen, dass die ohne jede Notwendigkeit aus reiner Lust am Altertümlichen heute neuerbauten Sperlingsgassen, die, «in welche der Sonnenschein nur verstohlen hineinzublicken wagt», deren Häuser aber dennoch aus reiner Lust am Altertümlichen authentisch steile Dächer und kleine Sprossenfenster tragen wie Halbwüchsige Sonnenbrillen in der Dämmerung – in bewusster Verhüllungsabsicht wider alle technischen Möglichkeiten, deren Bewohner den Lärm und den Staub des Kopfsteinpflasters schon mit einem Achselzucken kommentieren... «modernisiert» werden müssen. Die Argumente der Moderne – in Teilen eben doch funktionaler Natur – stehen kurz vor ihrer Wiederentdeckung. Die technische Rehabilitation des flachen Daches, Testurteil: «technisch absolut sicher», erfolgte am 28. November 1989 in einem ausführlichen Beitrag ausgerechnet der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

Noch kann es aber auch einer Stadt wie Hamburg passieren, ohne Ansehen der Architektur ganz auf steile Giebel zu vertrauen. Der hier geschilderte Fall ist wenige Wochen alt und gehört damit bereits zur Behördenpraxis der 90er Jahre. Der frische Wind der Metropole, für den Hafbereich lange angekündigt, hat sich noch keineswegs in die entfernteren Stadtteile verirrt. Auch nicht nach Hamburg-Volksdorf, wie der fragliche Bezirk tatsächlich heisst. Ein bescheidenes Haus der 50er

Jahre findet einen neuen Eigentümer. Die Architektin rät zum Erhalt des Hauses, obwohl die vorhandene Wohnfläche von 95 m² bei weitem nicht ausreicht. Normalerweise wäre in diesem Moment längst der Bagger vorgefahren, um Platz zu schaffen für einen grösseren neuen «Altbau», wie sie auch in unmittelbarer Nachbarschaft schon zu finden sind. Das hätte der technische Sachbearbeiter im Bezirksamt ohne weiteres genehmigen dürfen. Denn der Charakter der Strasse wäre in Anpassung an die Umgebung zwar weiter ausgelöscht worden, aber konsequent mit dem Allheilmittel Giebedach. Doch die Bauherren und ihre Architektin wollten mehr erreichen.

Dem Altbau soll ein Neubau gegenübergestellt werden, die 50er Jahre und die 90er Jahre sollen ihre Eigenständigkeit harmonisch austragen dürfen. So nimmt der Neubau durch die asymmetrische gebogene Dachform und die Lage der Öffnungen in der Strassenfassade zwar einerseits eine Beziehung zum Altbau auf. Andererseits geht er aber durch einen eingeschossigen Baukörper mit flachem Dach deutlich auf Distanz und bleibt als eigenständige Einheit erkennbar. Auf diese Weise ordnet sich der Anbau in Grösse und äusserer Gestaltung dem Gesamtbild der Strasse unter. So sollte man meinen. Dennoch wurde die Baugenehmigung nicht erteilt: «Wie sich aus der Örtlichkeit ergibt, ist die Strasse überwiegend mit giebelständigen Gebäuden bebaut... Im zweiten Abschnitt der Strasse sind die Gebäude nicht mehr so einheitlich, aber doch zu einem Grossteil giebelständig, vorhanden.» Das Giebedach als Qualitätsmerkmal. «Durch diese Art der Bebauung ist ein harmonisch wirkendes Strassenbild entstanden, welches im wesentlichen durch die giebelständigen Gebäude bestimmt wird.» Durch die «unsymmetrische Gestaltung, insbesondere aber



6

durch das vierteltonnenförmige Dach und die geschwungene Baukörperform» würde sich der geplante Bau, der versehentlich gar als Doppelhaus enttarnt wird, «von diesem Erscheinungsbild empfindlich abheben», darüber hinaus werden «weder die Baukörperform noch das vorhandene Material des Altbaus übernommen». Insgesamt eine Ablehnung, wie sie sich in den vorgegebenen Grenzen der Verwaltung und den schon beschriebenen Mechanismen nachvollziehen lässt. Kurioserweise geht die Geschichte jedoch noch weiter. Der Oberbaudirektor, der Idee der Metropole, wie gesagt, durchaus zugetan, schreitet ein und ruft zur Ordnung. Ein politischer Kompromiss bahnt

sich an. Der Anbau wird genehmigt. Aber: Der Neubau erhält keine Ziegelfassade, sondern wird weiss verputzt. Der Sockel des Altbaus ist – völlig unmotiviert – für den Neubau zu übernehmen. Das tonnenförmige Kupferdach hat (zur Strafe?) schon bei Fertigstellung grün zu sein. Darüber hinaus ist der Neubau dicht abzupflanzen, mit anderen Worten, hinter einem grünen Vorhang zu verstecken. Nicht zu glauben? Der Beweis wird in Hamburg-Volksdorf, Wietreie 61, in Kürze gebaut werden. Solange die geforderte Abpflanzung noch nicht gedeiht, wird man beobachten können, dass Architektur und Stadt nicht auf Giebedächer angewiesen sind. *Klaus-Dieter Weiss*

6

Der exklusive Sonderfall, Dachausbau ohne Paragraphen und Stadtbildkommissionen. Anwaltspraxis in Wien; Architekten: Coop Himmelblau / Un cas d'exception, un volume en attique sans paragraphe ni commission de silhouette urbaine. Cabinet d'avocat à Vienne / The exclusive, special case: roof floor remodelling without paragraphs and urban planning commissions; solicitor's praxis in Vienna